Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 4

Artikel: Africa Felix : tunesische Reisenotizen
Autor: Natan, Alex
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161097

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Kampfspiel begann, und die Herren «Mantenadores» hielten sich ritterlich und tapfer, so *daß sie manchen zu Boden geschlagen, ihre Wehre, Spieß und Schwerter mannlich zerbrochen, auch entgegen die Aventurier sich dermaßen in dem Ritterlichen Wehren gezeigt, daß keiner seinem Gegenteil einen Schritt hat wöllen weichen.*

So ging das Turnier durch mehrere Tage, mit Fußkämpfen, Kämpfen zu Pferd, allegorischen Einlagen, Banketten und schließlich endete es mit einem Sturm auf ein an der Donau gebautes Städtchen, an dem auch die Schiffe teilnahmen.

Am Ausgang des 16. Jahrhunderts gingen auch die Turniere, die noch einmal in dieser Zeit an den großen Höfen eine glänzende Auferstehung gefeiert hatten, mit ihrem Prunk und ihren phantasievollen Aufzügen zu Ende.

Africa Felix

TUNESISCHE REISENOTIZEN

ALEX NATAN

I

«Neapel sehen... und weiter leben», sollte man heute als Kartengruß schreiben, denn das Panorama der alten Parthenopaea hat kein Anrecht mehr auf die traditionelle Exklusivität dieses Anspruchs, da heute den Reisenden die Welt zu ihren visuellen Freuden offensteht. Ich kenne weder San Franzisko noch Rio de Janeiro, die im Wettstreit mit Neapel liegen. Aber ich habe die Sonne im Golfo degli Angeli von Cagliari untergehen und sie von einem Dach über Marrakesch aufgehen sehen, Erlebnisse, die für den Rest des Lebens aufgespeichert bleiben. Nun entführte mich das Flugzeug aus winterlichen Breitengraden erneut ins Mittelmeer. Es sollte nach Tunesien gehen, auf der Suche nach Sonne und Wärme. Ich war bereit, mich bedingungslos dem Zauber der datteltragenden Oasen auszuliefern, auf punischen Trümmern und römischen Ruinen über die Vergänglichkeit und über ihre bleibende Beständigkeit zu grübeln. Diese tunesische Mischung imperialer Überlieferung und orientalischer Verstrickung hatte mich lange zu dieser Fahrt gereizt. Die Reize hatte sich viel-

versprechend angelassen. Ein moderner Reiseführer war nicht erhältlich, so daß plötzlich das Abenteuer des Unbekannten und Unerwarteten lockte, jenes so tief befriedigende Vergnügen, das uns der organisierte Reiseverkehr verderben will, allein den Weg durch ein unbekanntes Land zu finden, um plötzlich auf das heimlich ersehnte, kaum mehr für möglich gehaltene Wunder zu stoßen. Wer das Mittelmeer liebt, in mehr als einer Hinsicht das traditionelle Verhängnis nordischer Menschen, weiß um die gefährliche Lust, sich seinen üppigen Küsten entlang treiben zu lassen, sich in seinen Städten zu verirren, sich seinen Menschen zu überlassen, um einen Hauch jener erregenden Erbschaft zu kosten, die es heute gegen die Stürme aus West und Ost zu verteidigen gilt.

II

Gegen Abend tauchten die Vorgebirge auf, zwischen denen Tunis eingenistet liegt. Wir kreisten über das weiße Konglomerat seiner Medina, die sich blendend gegen die grünen Hügel von Bardo abhob. Dort lag die belebte Bucht, die heute ein Autodamm in zwei Hälften teilt und schließlich beim Kriegshafen von La Goulette langsam in den blauen Golf von Tunis hineingleitet. Im Osten winkten die bewaldeten Höhen der Halbinsel von Cap Bon, während sich unter uns der ereignisreiche Hafen des alten Karthago wahrnehmen ließ und die bizarren Häuserblöcke der Künstlerkolonie von Sidi bou Said bereits in der Dämmerung verschwammen. In einer Kurve weit über La Marsa und den Ruinen des alten Utica ausholend, setzten wir zur Landung an und gelangten nach einer halbstündiger Fahrt durch die breiten, baumbestandenen Alleen in die europäische Stadt.

III

Tunis bestätigt das schizoide Fieber, das heute überall den jungen Staat durchzieht. Man fühlt sich westeuropäisch und ist stolz auf die erhaltene französische Kultur. Gleichzeitig macht aber Afrika seinen kontinentalen Besitzanspruch geltend, und eine wachsende arabische Zivilisation wendet sich fühlbar in Richtungen, die nicht mehr das europäische Legat kritiklos als Wohltat und Vorteil hinnehmen. In Tunis sind die Araber aus der Kasbah herabgestiegen und geben heute dem europäischen Gewimmel ihre eigene Prägung. Überall sieht man dort heute die «sheshia», die rote Kopfbedeckung der Araber. (Wenn sich schon europäische Besucher dieses Käppchen zur Erinnerung kaufen, so sollten sie es nicht in Tunesien tragen.) Die arabischen Frauen spielen heute größtenteils nur noch Verschleierung. Emanzipiert, auf hohen Stöckelschuhen mondän daher trippelnd, bedecken sie nur noch mit einem Zipfel ko-

kett den Mund, wenn der Gast es wagt, in ihre schönen Augen zu blicken. Was ist das doch für ein Unsinn, als Norman Douglas festzustellen glaubte, daß arabische Augen keine Sprachen sprechen könnten, noch zu lächeln verständen, und sie mit den Sinnen einer ausgestopften Kuh verglich! Sie sind unergründliche, braune Bergseen, in denen ein kleiner Kiesel menschlichen Kontaktes alle Reaktionen der Sinne widerzuspiegeln versteht!

Von der abgerissenen Kasbah, die als Wahrzeichen des französischen Protektorates galt, wird eine Straße durch das Labyrinth der Souks getrieben, um schließlich in der Prunkallee der Avenue Bourguiba zu münden, die dem Besucher, der seinen «café turc» in einem Kaffeehaus trinkt, das Kaleidoskop eines erregenden Völkergemenges vorgaukelt. Tunis ist nicht besonders schön. Man muß nach dem Viertel El Bardo gehen, um sich im Park Belvedere zu ergehen, um einen Vorgeschmack vom afrikanischen Mittelmeer zu erhalten. Dort liegt auch das Museum Aloui, das unwahrscheinliche Schätze numidischer Vergangenheit birgt. Es ist wohl das einzige Museum, das keinen Katalog zum Verkauf anbietet. «Noch fehlt uns das Geld. Zuerst kommen unsere Kinder», meinte Mohammed Driß, der junge, enthusiastische Direktor. Diese Bemerkung sollte ich in den nächsten Wochen immer wieder hören. Denn viele Projekte der jungen Republik auf kulturellem Gebiete scheitern einstweilen noch am Geldmangel. Ich war allein im Museum, das an römischen Mosaiken und arabischen Teppichen mehr bietet als ich in irgendeinem anderen Museum bisher gesehen hatte. Vor allem enthält es die Schätze jenes griechischen Schiffes, das einmal die geplünderte Kunstbeute Athens nach Rom bringen sollte, um im Hafen des heutigen Mahdia zu scheitern. Erst 1907 sollten es dort Schwammfischer im Sand entdecken. Wie so viele der besten antiken Skulpturen ist es das Meer gewesen, das ihre vollendete Schönheit in neuem Glanz der Welt zurückgab. Diese einfach vollkommenen menschlichen Körper, die wohl der besten hellenischen Epoche entstammten, wetteiferten mit jenen tadellosen, gewaltigen Mosaiken, die einmal die Tempel und Häuser reicher Römer geziert hatten, die aus dem Africa Proconsularis die reichste Provinz des späten Imperiums gemacht hatten. Eine gewaltige Jagdszene fesselte meine Aufmerksamkeit, da sie alle Tiere enthielt, die damals gejagt wurden. Das Kamel fehlte, ohne das Afrika heute wohl unbewohnbar wäre! Tatsächlich war das antike Numidien so bewaldet, daß es Elefanten und Giraffen gab, während das Kamel erst mit den Arabern aufzutauchen scheint, die mit ihrer pastoralen Ziegenwirtschaft so stark zur Entforstung des Landes beigetragen haben.

IV

Was wäre ein Besuch in Tunis ohne den Abstecher mit der Straßenbahn, der nach Karthago führt. Die Römer haben nach der Eroberung der verhaßten Konkurrenz wirklich «tabula rasa» gemacht. Was zu sehen ist, verlohnt nicht

des Besuches, wenn es nicht der Erinnerung wegen wäre. Es war mein Lateinlehrer, dessen wunderbare Schilderung der großen Mittelmeerrivalen mich zum Historiker hat werden lassen. Ein Gruß dem alten Herrn, der noch heute in Berlin am Leben ist! Wo Hanno und Hannibal einmal ihren Lehrern lauschten, stehen heute die Villen der amerikanischen Hilfsmission. Eine Broschüre unserer zeitgenössischen Philister spricht von Karthago als der Stadt, «where Aeneas gave Dido the historic brush-off». Verhülle Klio deine Tafel! Bevor die Straßenbahn nach Karthago einfährt, hält sie in Salammbô. Wer ist wohl auf diesen Gedanken gekommen? Sicherlich ein kleiner, französischer Beamter, vielleicht sogar Monsieur Homais selbst, der Apotheker der «Madame Bovary». Flauberts «Salammbô» hat mich unvergeßlich aufgeregt, als ich den Roman im Bücherschrank meiner Eltern als Junge entdeckte. Der Beginn haftet unauslöschlich in der Erinnerung: «Es war in Megara, der Vorstadt von Karthago, in den Gärten des Hamilkar. Die Abwesenheit des Herrn überließ die Soldaten unbeschränktem Schmausen und Zechen...» Dieses Kapitel ist für jeden jungen Menschen ein unvergeßlicher Rausch, wie es gleichfalls jene Vorstellungen geblieben sind, die die Spiegelung der Sonne auf dem Rücken der Schildkröten schildern, oder das Gemetzel der Barbaren im Engtal, oder jener Satz, den ich merkwürdigerweise nur im Urtext auswendig weiß: «Quel est ce peuple qui s'amuse à crucifier les lions!» Wenn man «Salammbô» in Europa liest, dann wird der Roman leicht zu einem Film, der ohne Personen zu existieren scheint, dagegen voller Metaphern ist und sich in der Beschreibung von Banketten und Schlachten erfüllt. Wie anders aber liest sich der Roman zu heißer Stunde am Strande des gleichen Gestades, der die brillante Tragödie der Salammbô gesehen hatte! Plötzlich nehmen die Farben Leben an, und die Sinnbilder werden überzeugend. Wie viel orientalischer muß Kathago gewesen sein als es heute Tunis ist. Schließlich war es eine semitische Stadt, die Tochter von Tyros und Sidon. Wer diesen großen Roman in Afrika liest, kann sich die Fahrkosten nach Karthago sparen. Wie schade, daß Flaubert niemals den Roman jenes Tunesiens geschrieben hat, wie er es kannte und wie er ihn geplant hatte. Er hätte der Lawrence Durrell von Sfax und Gabès werden können, der Chronist der horizontalen Skandale von Sidi bou Said! Ist denn «Salammbô» nicht eine Schwester der «Justine»?

V

Der Wagen hatte mich an den Golf von Hammamet gebracht, an dessen Gestaden sich in den Gezeiten der Geschichte alle großen Kulturen des Mittelmeeres überschnitten hatten. Zuletzt hatte der Weg durch die Laubenhaine von leuchtenden Blättern geführt, unter denen die Orangen und Granatäpfel, die Zitronen und Pampelmusen wie bunte Laternen zur Begrüßung hingen.

Diese paradiesische Wildnis verdankt ihre Fruchtbarkeit einigen kleinen Flußbetten, zwischen denen sich die Gärten erstreckten, als ob sie auf einem See besonders süßen Wassers schwämmen. In ganz Nordafrika soll es keinen anderen Ort geben, der sich solcher Gnade an Klima und Schönheit erfreut. Das alte Seeräubernest Hammamet liegt einige Kilometer von jenen Gärten Eden entfernt, in denen sich vor einem Menschenalter ein paar europamüde Sybariten unsagbar schöne Villen gebaut hatten. Die Legende will es, daß in den unheimlichen Salzmeeren Südtunesiens die Lotophagen gewohnt hätten. Ihre letzten Nachfahren leben heute in diesen Fruchthainen ein völlig anachronistisches Dasein, das sich darauf beschränkt, die Quintessenz europäischer Vergangenheit zu hüten und zu genießen.

Wir haben an Lotosteichen gelegen, von Pfauen und tropischen Vögeln umgeben, und versucht, in rückstrahlender Erhellung noch einmal die schönsten intellektuellen Freuden der Vergangenheit, soweit sie unser gewesen ist, vor uns erstehen zu lassen. Eine stoische Schicksalsergebung, wie sie an gleicher Stätte die römischen Prokonsuln des späten Imperiums gespürt haben müssen, geisterte durch die bröckelnden Villen, in denen Geistigkeit und Körperfreuden eine fast unheimliche Synthese erreicht hatten. Wir sprachen von versunkenen Dingen, die sich an der «rive gauche» ereignet hatten, von Berliner Theaterpremieren und dem zynischen Gebaren eines verstaubten Bloomsbury, während buntschillernde Eidechsen ihr verträumtes Spiel auf den punischen und römischen Schätzen einmaliger Sinnlichkeit spielten, die diese Gärten der modernen Spitzhacke hatten preisgeben müssen. Noch immer ließ sich an diesem Abglanz ein Leben erkennen, das wir, die in den beiden ersten Dekaden dieses Jahrhunderts herangewachsen waren, niemals missen möchten. Wir tranken den grünen Tee der Minze, durch Jasminstauden überaus mundend parfümiert. Jean, der hedonistische Hausherr, las aus jenen Kapiteln vor, die er in schlesischer Internierung stoisch verbringen mußte, während die Gattin gezwungen worden war, Zeuge zu sein, als die deutsche Soldateska die Pfauen mit Gewehrkolben erschlug, um sie in Olivenöl zum Geburtstag des «Führers» zu rösten. Während er las, sank die Sonne über dem amaranthenen Golf und dem Djebel Zaghouan in einem Farbenspiel, von dem der weitgereiste Sacheverell Sitwell bezeugt hat, es in dieser überwältigenden Fülle nirgendwo auf der Welt erlebt zu haben. Das Buch wurde zugeklappt. Die Stimmung des Hausherrn wechselte so rapide wie der sinkende Abend. «Sie müssen unbedingt meinen Nachbarn kennenlernen. Er ist Rumäne. Ce n'est pas une nationalité, c'est un métier!» Rejab brachte Cocktails. Erneut ließen wir unsere Schiffchen im Brackwasser unserer Erinnerungen segeln, da der menschliche Bedarf nach der Lotosfrucht unersättlich bleibt.

VI

Kairouan, die heilige Stadt Nordafrikas, wurde eine große Enttäuschung. Ich hatte wahrhaft orientalische Märchen über sie gehört, über ihre Moscheen und die unglaublichen Wasser-Reservoirs, die die Dynastie der Aghlabiden hier als bauliche Wunder errichtet hatte, da bereits im 9. Jahrhundert die Versandung dieser völlig sinn- und ziellos errichteten damaligen Hauptstadt soweit fortgeschritten war, daß sie nur zwei Wochen grünen Frühling kannte, den Rest des Jahres jedoch in blendender Weißglut dahinsiechen muß. Ein großer Kenner des Landes behauptete einmal, daß das Licht Kairouans verständlich mache, warum der Fatalismus der Araber wie ein intellektueller Burnus getragen würde, der jeden schöpferischen Gedanken zu einer Schwergeburt werden ließe. Kairouan ist heute völlig kommerzialisiert und auf die Heuschreckenschwärme der Touristen eingestellt. Wir Ungläubigen dürfen die Moscheen betreten, müssen aber immer wieder Wege gehen, die in den großen Teppichhallen enden, die dem reichsten Millionär des Landes gehören, der seine Angestellten glänzend geschult hat, Kaskaden von Angebot und Preishandel über den Besucher ergehen zu lassen. Immerhin genügten mir die Stunden, wo es mir gelang, von der hoi polloi fortzuschleichen, zu verstehen, warum die Zaouia und die Djama El Chebir als letzte Beispiele reinster arabischer Architektur gelten. Weder weisen sie die verfeinerte Filigranornamentik des moorischen Stils auf noch die sarazenische Gotik ägyptischer Bauten. Überwältigend ist der Blick über die Stadt, den man vom Minaret erhält. Flache Dächer reihen sich an flache Dächer. Überall sitzen weißvermummte Frauen an ihren Rändern, um den neuesten Basarklatsch der besten Freundin herüberzurufen. Hier liegt einer der Gründe, warum man so wenig Frauen in den Straßen Kairouans sieht. Wie anders und doch in mancher Hinsicht ähnlich muß dieses Mekka des Maghreb vor 50 Jahren gewesen sein. Damals schickte Rudolf Levy, der hier einen Winter malte, sein berühmtes Telegramm an seinen Kunsthändler Alfred Flechtheim: «Dring-drahte 1000 Franken oder gezwungen Eintritt Fremdenlegion.» Er erhielt die nicht weniger berühmte Antwort: «Tritt!» Ein paar Minuten der Verehrung für jenen Lebenskünstler, der unbekannt und totkrank 1944 irgendwo auf einer Landstraße zwischen Mantua und Dachau hinter dem Todeszug zurückfiel, um einsam sein Leben zu verröcheln. Vorbei! Vorbei!

VII

Das große Wunder Tunesiens bleibt El Djem. Nicht die armen Dorfhütten der Nomaden, sondern jenes überwältigende Wunder einer größenwahnsinnigen Baukunst, das Kolosseum, das sich hier ein römischer Imperator in 27 Jahren errichten ließ, wozu Zehntausende von Sklaven einen bestimmten,

ockerfarbenen Stein 50 Kilometer weit zu transportieren hatten. Die Arena ist nur um etwas kleiner als das Kolosseum von Rom, aber wesentlich größer als die Amphitheater von Verona und Pozzuoli. Dieser Bau, der heute mitten in unbewohnter, wüstenähnlicher Gegend liegt und in spätrömischer Zeit 60 Arkaden besaß, die übereinander thronten, bot 60 000 Zuschauern Sitz und Sonnenschutz und soll um 1700 n. Chr. noch völlig intakt gewesen sein. Was heute noch an dreidimensionaler Wucht, an korinthischen Halbsäulen und unterirdischen Kammern zu sehen ist, bedrückt nicht nur durch seine heutige Einsamkeit, sondern wird auch weiterhin die Frage aufwerfen, warum dieses Prunkgebäude überhaupt errichtet worden ist. Die Römer haben in Afrika niemals ein Lager von 100 000 Legionären gehalten, das vielleicht diese Unterhaltungsstätte hätte rechtfertigen können. Die nächsten zivilen Siedlungen lagen 70—100 Kilometer entfernt. Zudem dehnten sich gewaltige Olivenwälder zwischen den nächsten Küstenorten und diesem antiken Thysdrus aus. Es mag bewußte römische Politik gewesen sein, die Prokonsuln von Numidien mit diesem übermenschlichen Glanz zu umgeben, um Eindruck auf die einheimische Bevölkerung zu machen. Vielleicht waren es uns unbekannt gebliebene Motive, die diesen architektonischen Größenwahn verursacht hatten. Schließlich haben auch in unserer Zeit ein paar Narren, die sich göttergleich dünkten, monströse Bauten errichten lassen. Auch sie sind heute Ruinen, die noch nicht einmal von vergangener Pracht zeugen können.

VIII

Während der langen Fahrt in die Oase Gafsa dachte ich an die anderen Rätsel, die die Geschichte uns hier hinterlassen hat. Es war gut, sich zu gemahnen, daß die Römer 500 Jahre Zeit hatten, um Africa Proconsularis zum Africa Felix zu machen, der reichsten Provinz des Imperiums, während die heutigen, so aufbaufreudigen Tunesier erst vor 4 Jahren mit der Grundlage begonnen haben, auf der sich einmal der Wohlstand erheben soll. Sie stehen vor einer schwereren Aufgabe, denn inzwischen haben die Araber tausend Jahre lang Zeit gehabt, ihre pastoralen und nomadischen Gewohnheiten zu pflegen, die dazu geführt haben, daß die Kornkammer Roms zu Weideland wurde, das immer ertragsärmer wurde, bis schließlich die Wüste Sieger blieb. In römischen Zeiten war Tunesien dicht bewaldet. Noch Leo Africanus berichtete um 1550, daß die Einwohner von Gafsa Schuhe aus Rehleder trügen. Also mußten noch damals Wälder vorhanden gewesen sein, die wiederum Gewißheit boten, daß genügend Bewässerung erhältlich gewesen ist. Aber heute steht das Land wiederum am Wendepunkt der Zeit, der sich auf die Struktur des Landes einschneidend auswirken sollte. Seitdem erstklassige Autostraßen das Land durchziehen, die heute die Oasen und die Sahara leicht erreichbar machen, beginnen die Kamel-

preise zu sinken. Mancher seßhafter Beduine besitzt bereits einen Kleinwagen. Es ist deswegen auch zu einem echten Problem geworden, wie und wo man den Kamelen, die nachts auf den Straßen irren, ein warnendes Schlußlicht anbringt! Immerhin hatten es die Römer verstanden, unsterbliche Zeugen ihrer in Afrika so sybaritischer Zivilisation zu hinterlassen: El Djem, Dougga und das Pompeji von Sbeitla. Exegi monumentum, aere perennius!

IX

Man darf füglich Zweifel erheben, ob die eindrucksvollen Hotelneubauten, die der Staat in ganz Tunesien errichten läßt, auch nur ein Jahrhundert überleben werden. Es ist zwar verständlich, daß dieses schöne Land sich gerne als das «Kalifornien des Mittelmeers» in Zukunft präsentieren möchte, um damit eine Quelle ständigen Erwerbes für die Einwohner zu sichern. Aber die alten Zeiten ändern sich damit rapide. Was werden wird, erfüllt den Gast mit einem gelinden Schauer, wenn die Oasen Hotels mit Schwimmbädern erhalten, die luxuriösen Anstrich besitzen und auf einen organisierten Massenbesuch der Reisegesellschaften aus Bochum, Manchester und Lille eingestellt sind. Im Golf von Gabès schläft die Insel Djerba einen polynesischen Dornröschenschlaf. Dort gibt es die älteste jüdische Kolonie auf der Welt, die auf die babylonische Vergangenheit zurückgehen soll. Sie ist um ein Gotteshaus gewachsen, das wohl den merkwürdigsten Tempel im Abendland vorstellt. Jetzt haben Berliner Spekulanten so viel Land gekauft, daß sie dort demnächst hundert Bungalows anbieten können. Wie sich Tunesien in kürzester Zeit verändern wird, zeigt bereits das fast großstädtische Getriebe Gafsas, das eine recht unbehagliche Vision für den individuellen Reisenden heraufbeschwört. Noch rettete mich davor die erneute Lektüre Sallusts, der in seinem Jugurthinischen Krieg die Eroberung Capsas, des heutigen Gafsas, schildert, die Marius mit einer militärischen Strategie durchführte, die heute noch Bewunderung abringt, da er seinen Truppen einen Umgehungsmarsch abverlangte, der einen Wasservorrat von drei Tagen notwendig machte. Was für einen modernen Stil dieser Römer zu schreiben wußte, der auch heute noch jedem Militärschriftsteller zum Vorbild dienen könnte!

X

Überwältigend ist die Bekanntschaft mit dem Schott Djerid, jenem trügerischen Salzmeer, an dessen südlichen Ufer die Märchenoasen von Tozeur und Nefta liegen, unvorstellbare Dattelwaldungen, in denen Menschen arbeiten, wie ich sie selten schöner angetroffen habe. Diese Wunder sind oft geschildert worden.

Es gibt persönliche Eindrücke und Erlebnisse, die sich indessen nicht schildern lassen. Sie werden in das Schatzhaus der Erinnerungen einverleibt, um bei festlicher Gelegenheit heraufbeschworen zu werden, wie man sich eben in solchen Augenblicken eine besonders gute Flasche Wein munden läßt. Die ganze Gegend ist voller fesselnder Legenden. Das Salzmeer wußte bereits die Griechen anzulocken, obwohl sie Tausende von Meilen von diesem «lacus Tritonicus» entfernt lebten. Hier lag die Geburtsstätte von Poseidon, der Gorgo und ihres Perseus', der Medusa, des Pegasus. Hier sollen sich die Amazonen heldenhafte sportliche Wettkämpfe geliefert haben. Man berichtet von einer Insel Phla im schillernden Salzmeer, auf der die Spartaner der Aphrodite einen Tempel errichtet und eine Kolonie angelegt hätten. Ob diese spartanischen Siedler damals die Atlantiden angetroffen hatten, von denen überliefert ist, daß «sie keine Träume kannten, hingegen das Studium der Sterne und die Fahrt der Schiffe»? Noch heute läßt sich eine kleine Insel in diesem toten Meer erkennen, die den ägyptischen Namen Faraoun trägt, auf der eine Dattelart wächst, die sonst nur im Niltal gedeiht. Vielleicht ist die Dattel überhaupt die älteste Frucht auf Erden. «...und sie aßen von den Datteln der Erkenntnis.» Sie tun es auch heute noch.

Geographen bezweifeln heute, ob diese Schotts jemals mit dem Mittelmeer verbunden gewesen sind, zumal sie wesentlich unter dem Meeresspiegel liegen. Andererseits berichtet Tissot, der vor hundert Jahren in Nefta gewesen ist, daß ihm der Caid dieser Oase eine genaue Beschreibung eines im Salz begrabenen Schiffes gegeben habe, das nur eine «galère antique» gewesen sein konnte, deren Metallnägel noch bis in unsere Tage hinein verwahrt worden sind. Heute allerdings ist die lebhafte Phantasie der europäischen Brunnenbauer und Ölingenieure, aber auch die der arabischen Kamelzüchter davon überzeugt, daß in der Zukunft große Öltanker von Gabès ihren Weg durch einen Kanal nach Nefta finden werden. Denn die Suche nach Petroleum ist zu einer fieberhaften Besessenheit im tunesischen Süden geworden, seitdem man es in der benachbarten, mauretanischen Sahara und in der libyschen Syrte gefunden hat.

Noch scheint auf diesen reizvollen, ungestraften Wandlungen unter Dattelpalmen die Zeit stillzustehen, wenn man den unzähligen Wassergräben nachgeht und der Fruchternte zuschaut. Es liegt viel Würde in dieser Arbeit und eine Unbekümmertheit um die Zeit, die mich sehr neidisch machte. Diese Dattelplantagen von Tozeur und Nefta sind die umgekehrten Gärten der Semiramis, die um so tiefer sinken, je höher die gefährlichen Sanddünen der Sahara ansteigen. In diesem unwahrscheinlichen Schattenspiel der gebrochenen Sonnenstrahlen wandeln noch immer keusch verschleierte Mädchen, deren sichtbare Gazellenaugen von einem melancholischen, versorgten Charme erfüllt sind, vor dem man die eigenen Augen senkt. Wer aber in einer sentimentalen Stimmung ist, vermag in diesen Augen eine ganze Welt orientalischer

Verzauberung zu lesen. Dem Zyniker indessen wird auffallen, wieviel Schwierigkeiten sie noch immer haben, Gewänder und Schleier zusammenzuhalten, so daß Norman Douglas bereits vor 50 Jahren bemerken konnte, daß sich hier ein einträglicher Absatzmarkt für die englische Sicherheitsnadel-Industrie eröffnen würde.

XI

Tunesien befindet sich im Prozeß einer fruchtbaren Wandlung, die sich bemüht, in wenigen Jahren aufzuholen, was Jahrzehnte vernachlässigt haben. Die junge Nation, die mehr Männer unter 35 Jahren besitzt als irgendein anderes Land, will sicherlich nicht die bedeutende kulturelle Vergangenheit auslöschen. Andererseits spürt man überall, in jedem Gespräch, in jeder Beobachtung, wie der Tunesier entschlossen ist, die traditionelle passive, fatalistische Ergebenheit aufzugeben. «Mektoub!» pflegte man mit einer Geste der Resignation zu sagen, wenn sich Dinge nicht ändern ließen. Dieser Glaube an eine islamitische Prädestination hat jenen intellektuellen Burnus bedingt, in den sich der Tunesier vor den Sandstürmen der Zeit geflüchtet hat, den er aber jetzt bewußt von sich abwirft. Als ich von meinen Freunden in Hammamet Abschied nahm, begleitete mich Hédi, der «house boy», durch die reichen Fruchtgärten zu meinem Hotel. Höflich meinte er beim Abschied: «Und werden Monsieur uns wieder besuchen?» Ich antwortete mit einem Achselzucken: «Mektoub!» «Rien de Mektoub! Sie müssen wiederkommen und sehen, was aus unserem Lande geworden ist!» Dabei lachten seine Augen und spiegelten den gleichen Stolz wider, den man im ganzen Staat verspüren kann. Welche Narren, die behaupten, arabische Augen hätten nichts zu sagen! In ihnen kann man die Zukunft dieses schönen Landes lesen.